



«By God's Grace»

Ein nigerianisches Flüchtlingsdorf im Porträt

Vorangehende Doppelseite: Jeder Familie, die neu ins Dorf kommt,
wird ein Stück Land zugeteilt. Bei der Feldarbeit helfen Männer, Frauen und Kinder.

Fotografie Jonathan Liechti
Textreportage Noemi Harnickell



«Sànnu, Sànnunku!»

«Eine Geschichte, eine Geschichte; lass sie gehen, lass sie kommen.»
(Beginn nordnigerianischer Erzählungen)

Der Himmel über Gurku beginnt in den Furchen der jungen Landstrasse; er zieht sich über die Maisfelder, empor an den hohen Mangobäumen und verschwindet hinter den mächtigen Hügeln am Horizont. Dunstige Wolkenschwaden, Meereswogen gleich, zeichnen das blau-lila-graue Firmament und an ihren Rändern bleibt das Gold der ersten Sonnenstrahlen hängen. Die Luft riecht nach den organischen Toden der vergehenden Nacht: Würmer, Käfer, Blätter, Wurzeln, Früchte, alles zerfällt zu einem einzigen Klumpen fruchtbarer Erde.

In der kurzen Stunde, bevor der Tag beginnt, sind die Grillen und Frösche noch wach, ihre Stimmen ein Chor aus monotonem Zirpen und Gurgeln; auf den Ruf eines einzelnen Hahns folgt die hingebungs-volle Antwort fünf andere Hähne.

Über Gurku lichtet sich der Himmel und darunter liegt die Welt,

Gloria Luka, 22

eine schwarze, sich langsam regende Silhouette.

Zuckende Augenlider, ein Gähnen. Neben Gloria bewegt sich erst ein Arm, dann ein Fuss, dann ein ganzer vom Schlaf schwer gewordener Körper. Fünf Mädchen auf zwei Matratzen, das sind zehn Hände und Füsse, die sich ineinander verfangen, das sind Köpfe auf Schultern und Knie im Rücken. Ein fahler Lichtstrahl fällt auf die aufgeschlagene Bibel in Glorias Hand. *Bittet, so wird euch gegeben werden.* Gloria betet für Frieden. Im stillen Licht der Taschenlampe liegen die Worte wie ein Versprechen da: *Suchet, so werdet ihr finden. Klopfet an, so wird euch aufgetan.*

Ein Plastikeimer, der den Boden berührt, das Plätschern von Wasser, klirrendes Geschirr und das Rauschen eines Radios – es sind die unverkennbaren Klänge menschlichen Erwachens, die in den Chor des anbrechenden Tages miteinsteigen und von den Innenhöfen allmählich auf die Strassen schleichen. Im ockerfarbenen Sand zeichnen sich deutlich die Spuren der frühen Motorräder ab, feine Stempel aus gebrochenen Linien und verwehten Zacken. Eine Frau tritt aus ihrem Tor und mit einer Rute wischt sie die Strasse wieder blank. Ein Mann stellt sich neben sie und rotzt mit Gusto in eine der vielen Furchen.

«*Sànnu, Sànnunku!*»

«Guten Tag, seid gegrüsst!»

Der Hahn kräht. Fünf andere Hähne antworten ihm.

Zwei Motorräder.

Das Husten eines Kindes.

Die Grillen und die Frösche zirpen und gurgeln, doch ihre Stimmen werden leiser mit jedem frischen Pinselstrich, den die Sonne auf das Firmament malt.

Rhoda, Glorias jüngste Schwester, ist gerade ein Jahr alt. Ihre kurzen Beine sind immerzu auf der Flucht vor ausgestreckten Armen; ein Spiel, dessen Reiz es ist, gefangen und in die Luft gehoben zu werden. In der Küche, einer überdachten Feuerstelle, sitzt die Stiefmutter und kocht Suppe. Japari und Monica, neunzehn und siebzehn Jahre alt, jagen ihren blauen Schuluniformen nach. Sie schubsen sich gegenseitig und lachen, ihre Stimmen bereits hell und wach. Im Stillen findet Gloria die Röcke und die Krawatten. Sie findet auch das Hemd des Vaters und das Werkzeug für das Motorrad des Bruders.

Der Himmel über Gurku ist schon fast hell. Ein einzelner Stern leuchtet noch über der Siedlung und die Sonne klettert an einem dunstigen, weissen Mond empor.

«*Sànnu, Sànnunku!*»

«Wie geht es dir, wie war die Nacht?»

Die Frauen sind auf dem Weg zur Zisterne. Sie tragen leere Plastikbehälter auf ihren Köpfen. Vor jedem besetzten Hauseingang bleiben sie stehen, knicksen, grüssen und gehen weiter.

Drei Motorräder schlängeln um die Frauen und um die Furchen. Ihnen hinterher rennt ein Junge, der mit einem Stock einen alten Reifen vor sich her rollt. Im Sand zeichnen sich die Abdrücke des neu beginnenden Lebens. Füsse und Reifen und Besen und Abfall.

«*Sànnu, Sànnunku!*»

«Hallo, grüss dich Gott!»

Der Gestank von Rauch vermischt sich mit der Morgenluft und kratzt beim Atmen. Es ist der Plastikmüll, den zwei Kinder am Strassenrand verbrennen. Kleine, blaue Gestalten füllen die Strassen. Die meisten Schuluniformen sind zerschlissen und nur halb zugeknöpft und die



Flüchtlingsdorf Gurku

- | | | | |
|----------------------|------------------|------------------------|------------------------|
| 1. Ibrahim Alis Haus | 8. Francis' Haus | 14. Kirche | 21. Montessori-Schule |
| 2. Musas Feld | 9. Zisterne | 15. Dorfladen | 22. Primarschule |
| 3. Charitys Haus | 10. Gästehaus | 16. Glorias Haus | 23. Fussballplatz |
| 4. Witwensiedlung | 11. Fischzucht | 17. Musas Haus | 24. Krankendomizil |
| 5. Destinys Haus | 12. Moschee | 18. Zisterne Dorf | 25. Sarah Roberts Haus |
| 6. Vivianes Haus | 13. Hauptstrasse | 19. Teeladen | 26. Garba Babas Haus |
| 7. Rebekas Haus | | 20. Ibrahim Alis Laden | |

Menschen, die in ihnen stecken, haben noch Reste von Porridge oder Mais um den Mund. Die Kinder kommen zu dem kleinen Laden im Herzen des Dorfes, um für ihre Familien eine Handvoll Zucker, Tee und Windeln zu kaufen; für sich selbst kaufen sie Kekse, die sie auf dem Weg nach Hause in sich hineinstopfen, um nicht teilen zu müssen.

Vivianne kommt mit einer Freundin im Arm und einem Springseil in der Hand an. Aus einer Tasche ihres einst marineblauen Rocks kramt sie eine Zehn-Naira-Note, die sie gegen ein Notizbuch eintauscht. Ohne das neue Heft loszulassen, bricht sie ihren Rekord: sechsundvierzig Sprünge über das Seil; gestern waren es noch vierundzwanzig.

«*Sānnu!*»,

ruft sie, als eine andere Freundin an ihr vorbeigeht, und verbeugt sich so tief, dass ihre Nase fast den Boden berührt.

«Guten Tag, guten Tag! Wie geht es denn?»

Springseil und Freundin hinter sich herziehend, schliesst sich Vivianne dem blau gekleideten Schwarm von Kindern an, die zur Schule in die Stadt wandern. Hinter ihnen steigt der Rauch aus den Höfen und sechs Hähne krähen in den Tag hinein.

Tiefe Furchen zeichnen die Landstrasse, die aus Gurku hinausführt. Regnet es, sammelt sich darin das Wasser, und ein kleiner Fluss strömt bis ins Nachbardorf. Die meiste Zeit im Jahr ist es aber so trocken, dass vorbeifahrende Motorräder den staubigen Sand aufwirbeln. Vor Ibrahim Alis Laden kommen sie zum Stehen; er verkauft den Fahrern Dünger für ihre Feldfrüchte, vor allem aber ist er ein guter Gesprächspartner. Die Männer ziehen nie sofort weiter, sie lehnen sich an ihre Motorräder oder setzen sich seitlings darauf, beschweren sich kurz über das trockene Wetter, erzählen vom Husten des jüngsten Kindes,

machen einen Witz auf Kosten eines anderen. Dann ein harter, freundschaftlicher Handschlag, und mit einer stinkenden Sandwolke, die in der Luft hängen bleibt, fahren sie weiter zu ihren Feldern.

Quer über die Strasse geht der alte Baba Musa mit zwei seiner Söhne. Er geht voran, eine Hacke über die Schulter gelegt und langsamen Schrittes zwischen den Feldern hindurch den Trampelpfaden entlang zu seinen Maispflanzen, die oberhalb des Dorfes wachsen. Wem er begegnet, schenkt Baba Musa ein zahnloses Lachen. Er fragt die Bauern, wie ihre Felder gedeihen, sie sagen, sie danken Gott für den Regen. Sie fragen ihn, wie sein Feld gedeihe, er sagt, auch er danke Gott für seine Gnade. Dieses Jahr ist noch nicht viel Regen gefallen. Die Maispflanzen, die letztes Jahr schon mannshoch waren, sind noch klein und bereits am Verwelken.

Bevor sie mit der Arbeit beginnen, streifen Baba Musa und die Knaben ihre Schuhe ab. Die Erde drückt warm gegen ihre Fusssohlen, sie kitzelt zwischen den Zehen und nimmt den Abdruck der Fersen, die sich in ihren Grund drücken. Sie bücken sich, heben die Hacken hoch, und mit einer schwungvollen Bewegung dreschen sie auf den Boden ein. Erde und Staub wirbeln durch die Luft, zurück bleiben kleine Hügel aus Gräsern und Büschen. Ein Hackenschlag, zwei, drei, einen Schritt nach vorne und einmal mit gespreizten Fingern durch den aufgewühlten Acker; Erde und Unkraut rieseln leise zurück auf den Boden. Es erfordert Gefühl in den Fingerspitzen, um nicht den wertvollen Mais zu entwurzeln, und so folgt jedem Schritt ein prüfender Blick über das Feld. Schritt, Hackenschlag, Hackenschlag, den Boden aufwühlen, Schritt. Aufrichten, mit dem Handrücken über das feuchte Gesicht, dann wieder bücken, Schritt, Hackenschlag. Um acht Uhr steht die

Sonne schon hoch am Himmel, und ihre Strahlen scheinen direkt auf die angespannten Nacken. Sie trocknen den Boden und trocknen auch die Mäuler und die Lungen. Schritt, Hackenschlag, Hackenschlag, den Boden aufwühlen, Atemzug, Schweiss wegwischen, Schritt.

Nach zwei Stunden ist es Zeit, nach Hause zu kehren. Länger können sie zur Fastenzeit nicht auf dem Feld arbeiten, zu sehr schwächen sie Hunger und Durst. Über dieselben schmalen Feldwege führt Baba Musa die Jungen zurück nach Hause. Sie gehen aufrecht, auch wenn die Rücken schmerzen; das lernten sie, lange bevor sie in diesem Dorf angekommen sind – das Aufrechtgehen unter allen Umständen.

Von vorne ist Gurku eine Ansammlung aus silbernen Dächern, die das helle Sonnenlicht zurückwerfen. Bastzäune aus getrockneten Maisstangen umgeben die Häuser, dazwischen schlängeln sich unebene Strassen. Eine kleine Kirche steht am Rand der Siedlung, ihre Fassade ein gebrochenes Gelb, das sich vom honigfarbenen Boden abhebt. Und ringsherum liegen die wuchernden Felder, auf denen die Menschen Mais, Erdnüsse und Bohnen anpflanzen.

Noch vor drei Jahren lag das Land, auf dem Gurku heute steht, brach. Damals, 2014, erreichten die Gewalttaten der Schergen von Boko Haram ihren Höhepunkt. Markus Gamache, Angestellter der Kirche für Geschwister EYN, einer der grössten evangelischen Kirchen in Nigeria, brachte eine Handvoll Geflüchtete in seinem Haus unter. In den zwei Räumen, in denen er und seine Frau lebten, beherbergte er zeitweise sechzig Menschen christlichen und muslimischen Glaubens. Gamache engagiert sich für religiöse Friedensarbeit in Nigeria und gründete 2009 die Organisation *Lifeline Compassionate Global*

Initiatives, die darum bemüht ist, die beiden Religionen wieder zu vereinigen. Als er nach Häusern für die bei ihm lebenden Christen und Musliminnen suchte, war es ihm ein besonderes Anliegen, die Religionen nicht wieder zu trennen. Nur wenige Christen zeigten sich jedoch bereit, Wohnraum an muslimische Familien zu vermieten, und es dauerte Monate, bis Gamache auf Gurku stiess, wo er günstiges Land erwerben konnte. Gurku liegt gute vierzig Kilometer ausserhalb der nigerianischen Hauptstadt, Abuja, im Herzen des Landes. Gemeinsam mit dem evangelischen Missionswerk Mission 21 begannen die Geflüchteten, das Land zu roden und die Häuser zu bauen, in denen sie von nun an leben würden. Immer mehr Familien auf der Suche nach einem neuen Zuhause kamen dazu und heute leben über tausend Menschen, darunter siebenhundert Kinder, in dem Dorf. Zehn Prozent von ihnen sind Muslime, der Rest gehört dem christlichen Glauben an. Gurku startete als Pilotprojekt und bis heute gibt es in Nigeria keine vergleichbare Einrichtung. Christinnen und Muslime leben hier in Frieden, manche sogar in Freundschaft, nebeneinander. Markus Gamache sieht aus der Ferne zu, wie das Dorf gedeiht. Seine Rolle ist mal die eines Beraters, mal die eines Koordinators, mal die eines Freundes. Die Bewohner und Bewohnerinnen Gurkus gründen Komitees für ihre Einrichtungen und fällen ihre Entscheide selbständig und ohne Hilfe von aussen, so wie sie es in ihren früheren Leben einst getan haben.









Vorangehende Doppelseiten:

16–17: Morgenszene in der Witwensiedlung: Mercy (rechts) wurde von Boko Haram aus Tschad vertrieben und lebt seit Kurzem mit ihrer Familie in Gurku.

18–19: James Adams hört sich jeden Morgen im Radio die Nachrichten an.

20–21: Moskitonetze zum Schutz gegen die Stechmücken und Tücher zum Schutz der Privatsphäre.

22–23: Der Teeladen an der Hauptstrasse ist ein beliebter Treffpunkt der Männer, so auch zum Frühstück. Es gibt Schwarztee, Weissbrot und frittierte Maiskuchen.

So Gott uns gnädig ist

Die zerfurchte Strasse nach Hause

Je nachdem, wo man mit der Geschichte beginnt, handelt sie von sechzig kleinen Menschen, die nicht still auf ihren Schulbänken sitzen können.

In einem Raum voller Kinder wäre es wohl zu viel erwartet, dass alle ruhig auf ihren Bänken sitzen. Stattdessen knien sie auf dem staubigen Boden, kleine Berge von Kieselsteinen zwischen den Beinen, an denen trockener Sand haftet, und zerfledderte Notizhefte auf dem Schoss. Die Kieselsteine sollen beim Zählen helfen, aber sie helfen mehr beim Langeweile Vertreiben. Unter den Bänken liegen Schuhe, die niemandem gehören. Sie gleiten leicht von den Füßen, wenn man die Knie auf den Bänken anwinkelt, die Beine baumeln lässt oder den Vordermann tritt. An der Wandtafel stehen Rechenaufgaben, die keinen stören; das kleine Einmaleins war Hausaufgabe, aber die meisten Kinder kennen noch nicht einmal die Zahlen von eins bis zwanzig, geschweige denn, wie man sie multipliziert.

Das Klassenzimmer ist ein Bienenstock. Kieselsteine fliegen durch



die Luft, Blicke gleiten aus dem Fenster, ein Schubsen nach links und nach rechts, das Angeln nach dem richtigen Schuh, ein Rascheln auf dem Boden, ein Schrei, ein Lachen, ein eiliges Hin und Her –
«Was soll das?»

Sarah Robert klatscht in die Hände. Staub wirbelt auf, als viele kleine Füße stolpernd zurück zu den Bänken trippeln, Kieselsteine eingesammelt werden und Schultern sich geraderücken. Sarah Robert strafft ihren Rock, der sich fast blendend von den staubigen, blauen Schuluniformen abhebt, und blickt jedem der Kinder ins Gesicht. Sie räuspert sich.

«Was gibt zweimal drei?»

Die Kinder reißen ihre Arme so hoch in die Luft, dass sie aufstehen müssen, um ihrem Eifer folgen zu können.

«!! !! !!» – «Ich! Ich! Ich!»

Sie wissen die Antwort nicht, aber darum geht es nicht. Es geht nur darum, gesehen zu werden.

«Schreit doch nicht so, ich höre euch schon.»

Sarah Robert blickt streng, aber wenn sie spricht, kann sie nicht verbergen, wie sehr sie die Kinder liebt. Nicht zum ersten Mal ist sie die einzige Lehrperson, die zum Unterricht erschienen ist, während ihre Kollegen zur Arbeit aufs Feld gegangen sind. Die Schule in Gurku wurde von mehreren Hilfswerken finanziert und 2017 endlich gebaut. Sarah Robert wurde als Lehrerin mit der Aufgabe engagiert, die Kinder auf die eigentliche Primarschule vorzubereiten, denn die meisten von ihnen haben noch nie regulären Schulunterricht besucht. Sarah Robert

Sarah Robert, 60

unterrichtet mit aufrechter Haltung und Stolz, und sie ist bereits einen weiten Weg gekommen, seit sie vor einem Jahr nach Gurku gezogen ist. Damals musste sie noch mit der Glocke durch die Strassen laufen und die Mütter auffordern, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Inzwischen kommen sie von alleine.

Der Bienenstock vibriert unter Flüstertönen und dem Rascheln von Schulheften, dem Quietschen der Kreide und dem heimlichen Tasten nach verlorenen Schuhen. Wer eine Frage beantwortet, steht dazu auf. Zwischendurch springt die ganze Bankreihe auf die Beine vor lauter Aufregung. Und wenn Sarah Robert ein Kind drannimmt, dann antwortet das lautere. Sobald der Unterricht endlich funktioniert, weint ein Kind in einem der anderen Klassenzimmer, weil jemand mit Steinchen wirft.

In Sarah Roberts Blick liegen Strenge und Güte, auf ihren Lippen ein Seufzer, der sie nie verlässt.

Die Kinderstimmen klingen bis nach vorne zur Hauptstrasse, gedämpft einzig durch die drückende Feuchtigkeit in der Luft. Der zwanzigjährige Destiny Maliki passt auf Ibrahim Alis Laden am Strassenrand auf, wenn der auf seinem eigenen Feld arbeitet. Er sitzt alleine auf einer Holzbank und drückt gelangweilt auf seinem Handy herum. Der Vormittag ist die ruhigste Zeit im Dorf, kaum ein Motorrad fährt jetzt noch vorbei. Die Sonne steht fast ganz oben an Himmel, und immer wieder muss sich Destiny mit dem Handrücken Staub und Schweiss von der Stirn wischen. Eigentlich sollte er um diese Uhrzeit in der Schule sein, denn seinen Abschluss hat er noch immer nicht. Aber seine Lehrer streiken, weil der Lohn zu niedrig ist und die Anstellungsbedingungen zu schlecht.

Als ein altes Motorrad ratternd und keuchend vor ihm zum Stehen kommt, blickt Destiny auf. Seine Bewegungen sind gemächlich, und nur der Umstand, dass er sein Handy zur Seite legt, lässt erahnen, dass er sich über den Besuch freut. Ein haftender Geruch nach Benzin und Abgasen geht von der Maschine und ihrem Fahrer aus. Der ist nicht hier, um Dünger zu kaufen – er braucht Destinys Hilfe. Destiny läuft um das Motorrad herum, mit seiner einen Hand zupft er an Drähten, prüft den Motor, dann verschwindet er im Laden. Einen Augenblick später kehrt er mit einem Plastiksack voll Werkzeug und Ersatzteilen zurück und beginnt still, am Motor zu schrauben. Wenn Destiny schraubt und deichselt, dann spielt es keine Rolle, dass er nur einen Arm hat oder dass seine Zukunft staubig und grau aussieht, dann gibt es nur dies: ihn und die Maschine und das Werkzeug zwischen seinen Zähnen.

Inzwischen ist es drei Jahre her, seit Destiny seinen Arm verloren hat. Es geschah an dem Tag, als Boko Haram zum ersten Mal seine Heimatstadt, Gulak, hoch oben an der Grenze zu Kamerun angriff. Mit allen anderen Menschen rannte Destiny in die Berge, rannte, rannte, rannte. Er stolperte, konnte sich aber rechtzeitig fangen, rannte, rannte, ohne Pause. Und dann – vielleicht war da ein Stein, vielleicht ein fremder Fuss oder Arm, vielleicht war es auch nur ein Versehen – dann stürzte er und brach sich das Handgelenk.

Es war die Zeit, als Boko Haram Städte stürmte und raubte, was es zu rauben gab, Häuser niederbrannte, Männer und Frauen tötete oder entführte, und nach ein paar Tagen weiterzog. Während der Rest seiner Familie ins Dorf zurückkehrte, reiste Destiny mit seiner Mutter nach Maiduguri, fast zweihundert Kilometer nördlich von Gulak. Es

war die nächste grosse Stadt, in der es auch ein Krankenhaus gab. An die Schmerzen kann er sich mittlerweile kaum noch erinnern. Er weiss nur noch, dass sie ankamen und die Ärzte streikten. Wie ein ganzes Jahr kam ihm die Zeit in Maiduguri vor, obwohl es höchstens ein paar Wochen gewesen sein konnten. Als sich die Ärzte seiner endlich annahmen, fehlten entweder die Zeit, das technische Knowhow oder die Mittel für die Behandlung und sie amputierten den Arm.

Es war der erste grosse Verlust, den Boko Haram über Destiny brachte.

In der überproportional verarmten Region von Nigerias Norden, wo Destiny aufwuchs, trat Boko Haram 2002 zum ersten Mal in Erscheinung. Die Bewegung versammelte sich um den muslimischen Fundamentalisten Mohammed Yusuf, der in seinen Predigten gegen die ungezügelte Korruption wettete und sich für die Entwicklung eines islamischen Staates mit Scharia-Recht einsetzte. Die Bewegung von Boko Haram ist tief in der kolonialen Geschichte des Landes verwurzelt und entstand aus einem von Korruption und Missachtung geprägten sozialpolitischen Kontext: Nigeria ist mit seinen 187 Millionen Einwohnern das bevölkerungsreichste Land Afrikas. Hunderte ethnische Gruppen mit über fünfhundert Sprachen wurden im 20. Jahrhundert von den britischen Kolonialherren willkürlich zusammengewürfelt, Islam und Christentum sind heute zu fast gleichen Teilen vertreten. Als 1956 im Nigerdelta Öl gefunden wurde, verschärften sich die ethnischen Gegensätze aufgrund von Konflikten über die Verteilung des unverhofften Reichtums. Zwei Drittel der Reserven lagen im Territorium, das Sezessionisten für sich beanspruchten, die 1967 die Repub-

lik Biafra ausriefen. Über eine Million Menschen starben in dem drei Jahre dauernden Bürgerkrieg, viele von ihnen an Hunger. Nigeria blieb zwar ein einheitlicher Staat, war aber zutiefst gespalten. In einem Land, das weder einen nationalen Konsens noch eine vereinigende Ideologie kennt, konnten ethnische und religiöse Vorurteile fruchtbaren Boden finden. Seit der Unabhängigkeit 1960 war Nigeria gesamtstaatlich während dreissig Jahren verschiedenen Militärdiktaturen unterworfen. Auf zwei Regierungschefs wurden Attentate verübt, und von insgesamt zehn versuchten Staatsstreichern waren sechs erfolgreich. Während die Gesamtwirtschaft an sich wächst, steigt die absolute Armut im Norden an. Nigeria ist als letztes afrikanisches Land noch von Polio betroffen, und die Lebenserwartung liegt bei 53 Jahren.

Der Motor springt wieder an und Destiny reibt sich die Hand an seiner Jeans sauber. Auf seinem Gesicht liegt der Ansatz eines leisen Lächelns. Der Motorradbesitzer drückt ihm eine Naira-Note in die Hand, die Destiny am Abend seiner Schwester geben wird. Damit können sie auf dem Markt Fisch oder Mais kaufen und einen Tag lang leben.

Bevor der Mann wegfahren kann, taucht hinter dem Motorrad das kleine, runde Gesicht einer Dreizehnjährigen auf. Vivianne, stets die zuverlässige Überbringerin von Nachrichten und Tratsch, hat mehr zu sagen, als die Männer sich anhören können, Destiny aber nimmt sich dennoch für sie Zeit. Sie erzählt ihm von ihrem Vormittag in der Schule, von den Steinchen, die sie durch das Klassenzimmer geworfen hat und dem kurzen Augenblick des Ruhms, als ihre hochgehaltene Hand gesehen wurde. Destiny redet mit ihr in dem gleichen ruhigen Tonfall, in dem er auch mit Erwachsenen spricht. Sie macht einen Witz und ihr

Lachen kullert durch die Furchen in der Strasse, auf der das Motorrad gerade von einer Wolke aus Staub und Sand verschluckt wird, dann schickt er sie zu sich nach Hause, um einen Draht zu holen. Die Aufgabe verkürzt das Warten auf das Mittagessen, und Vivianne rennt flink an dem Dorf vorbei in das Innere der angrenzenden Witwensiedlung. Hier wohnen die Frauen, deren Männer von Terror oder Krankheit genommen wurden. Fast alle von ihnen sind um diese Uhrzeit auf ihren Feldern. Nur vor einem der hintersten Häuser am Rande der Erdnussfelder kauert eine junge Frau:

Charity Simon und ihre drei kleinen Kinder sind erst eine Woche zuvor in der Nacht aus Maiduguri, achthundert Kilometer nordöstlich von Gurku, angereist, nachdem ein Attentat im Zentrum der Stadt über sechzig Menschen tötete. Ihr Vertrauen in die neue Umgebung ist nicht leicht gewonnen, denn das Schlimme hatte bisher die Tendenz, sich immer dann zu ereignen, wenn sie sich sicher fühlten.

Die dreijährige Naomi hält eine Packung Fertignudeln umklammert, die sie sich ungekocht in den Mund stopft. Weil es in der Nacht geregnet hat, ist es Charity nicht gelungen, eine Glut zu entfachen und den Brei für das Frühstück zu kochen. Als Witwe erhält sie alle paar Wochen Essensspenden der lokalen Witwenhilfe und verschiedenen Nichtregierungsorganisationen, doch die Rationen sind klein und reichen meistens nur für ein paar wenige Tage. Dafür sind Waren von teuren Firmen darunter – Schwarztee von Lipton, Milchpulver von Peak, Nudeln von Indomie und Trinkschokolade von Cadbury. Die beiden Jungen, Godwill und Emmanuel, sechs und fünf Jahre alt, haben ebenfalls eine Packung Nudeln gefunden, die sie sich unter Quengeln teilen. Es scheint vom Schicksal so gewollt, immer zum genau glei-

chen Zeitpunkt die Hände in die Packung zu stecken und dann keine Nudeln herausziehen können. Im Vorteil ist klar Godwill, der ältere und Nudelpackungshalter. Frustriert schlägt er mit der flachen Hand auf den kahlen Kopf seines Bruders, der sich sofort unter Weinen um das Mitleid seiner Mutter bemüht. Charity fährt sie beide an. Sie redet Englisch mit ihnen in der Hoffnung, ihnen die Zukunft zu erleichtern.

«*Sit down! Now!*»

«Setzt euch! Jetzt!»

Aber es ist schwer, sich still zu halten, wenn man klein ist und um sein Frühstück kämpfen muss.

Eine Woche sind sie nun hier, und das Leben ist nur wenig einfacher als zuvor in Maiduguri. Es macht Charity ungeduldig, dass sie keine Arbeit finden kann, dass ihr noch kein Feld zugeteilt wurde und dass die Kinder nicht eingeschult werden können. Es ist ein bürokratisches Problem, aber Charity hat Angst: Sie kann nur bleiben, wenn ihre Kinder die Möglichkeit auf eine bessere Zukunft haben.

Maiduguri war ein Ort zum Verlassen. Die Angriffe Boko Harams auf die Stadt ereignen sich ohne Unterbruch wöchentlich und prägen den Alltag so stark, dass internationale Medien längst aufgehört haben, darüber zu berichten. Vor allem war es für Charity ein Leben der Angst. Müll auf der Strasse konnte eine verborgene Bombe sein, jeder Schritt nach draussen war ein Wagnis. An manchen Tagen gab es nichts zu essen, und Charity war auf die Wohltätigkeit anderer Menschen angewiesen. Betteln zu gehen war der tiefste Punkt ihres Lebens, einer, zu dem sie niemals zurückkehren will.

Folgende Doppelseite: Charity Simon, 32, und ihre Kinder:
Naomi, 3, Emmanuel, 5, und Godwill, 6 (v.l.n.r.)



Gurkus Witwensiedlung entstand kurz nach dem Bau der Hauptsiedlung 2014 als Reaktion auf den Terror, der besonders in Nigerias Norden viele Frauen frühzeitig zu Witwen macht. Acht Mainzer Pfarrerinnen gründeten in dieser Zeit den Verein *Widows Care*, der eng mit dem in Jos ansässigen Verband *Lifeline Compassionate Global Initiatives* kooperiert und versucht, Nigerias Witwen den Start in ein neues Leben zu ermöglichen.

Vertreterinnen von *Widows Care* und *Lifeline Compassionate*, die in Maiduguri aktiv sind, registrieren die Witwen und nehmen ihre Geschichten auf. Von den rund 2'000 registrierten Frauen erhalten die meisten vor Ort Unterstützung, nur ein Bruchteil wird nach Gurku gebracht. Von ihnen wird harte Arbeit erwartet: Jede bekommt ein Stück Land und einen kleinen Garten für die Eigenversorgung zugeteilt und erhält die nötige Ausbildung zu einem einfachen Beruf. Kaum eine der Frauen im Dorf hat einen Schulabschluss, und so sorgen sie für ihren Lebensunterhalt, indem sie geröstete Erdnüsse verkaufen, backen, nähen, Fische züchten oder das neu gebaute Gästehaus im Dorf betreiben. Eine wichtige Anforderung an die Frauen ist, dass sie in friedlicher Gemeinschaft mit dem christlich-muslimischen Hauptdorf leben.

In einem früheren Leben war Baba Musa Oberhaupt eines Städtchens mit dem Namen Shuwa. Es liegt tausend Kilometer von der Hauptstadt entfernt, tief im Niemandsland an der Grenze zu Kamerun, und seine Sträucher und Felder gehen in den dichten Wald von Sambisa über. Als Berater des Bezirksobershauptes war Musa ein hoch angesehener Mann, der Kühe und Hühner züchtete und seine Frau liebte. Seiner Familie gehörte viel Land und die Ernten reichten eine lange Zeit; er

führte nicht das pompöse Leben eines Staatsmannes, aber es war ein Leben, das sich zu leben lohnte.

Zeit ist nur eine relative Markierung des Tages für Musa. Sein Handy, die einzige Uhr, nach der er sich richten kann, hat selten Akku, und so ist es schon Viertel nach zwei, als er mit dem Nachmittagsgebet beginnt. Als Muslime beten Musa und sein ältester Sohn, Aja, zwischen Sonnenauf- und -untergang jeden Tag fünfmal. Das tägliche Gebet ist die zweite der fünf Säulen des Islam und dient zur Reinigung der Seele. Musa und Aja rollen bedachtsam einen kleinen roten Teppich im Hof aus, sodass er in die Richtung von Mekka zeigt, wohin sie ihr Gebet wenden. Mit nackten Füßen, um den Teppich nicht zu verunreinigen, stehen sie Schulter an Schulter, Vater und Sohn nebeneinander.

«*Allâhu Akbar!*»,

ruft Musa im Sprechgesang.

«Gott ist gross!»

Stehend rezitieren sie die erste Sure des Korans auf Arabisch, dann legen sie ihre Hände auf die Beine, beugen ihre Oberkörper nach vorne und richten sich wieder auf.

«*Allâhu Akbar!*»

Sie werfen sich auf die Knie, bis Nase und Stirn den Boden berühren, richten sich auf, werfen sich erneut nieder, richten sich auf. Demut und Ergebenheit drücken ihre Haltungen aus, das Suchen nach einer Nähe zu Gott. Der Teppich, auf dem sie knien, ist ein Raum, in den von aussen keine Unruhe zu dringen vermag.

«*Allâhu Akbar!*»

Der sechsjährige Adamu, Musas jüngster Sohn, ist in ein wildes Spiel mit einem Handball und dem Hahn verwickelt. Zweimal ent-

kommt das Tier dem Geschoss nur unter panischem Krächzen und einem verzweifelten Sprung ins Gestrüpp. Aber Musa und Aja sind unbeeinträchtigt in ihrer Andacht. Nach einigen Minuten ist das Gebet vorbei. Aja rollt den Teppich zusammen, und Baba Musa setzt sich mit einem tiefen Seufzer auf den Baumstamm neben der Küche. Über ihnen ziehen sich die Wolken zusammen, eine wilde Palette aus grauen und weissen Wirbeln, die ineinander verschmelzen. An einzelnen Stellen bricht ein Sonnenstrahl durch, ein leises Versprechen, dass das Licht noch da ist. An Musas Gewand bleibt Staub hängen, als er sich müde gegen die Wand lehnt und den Kopf in die Hände stützt. Heute Morgen hat er den letzten Sack von dem Reis aufgebraucht, den er im letzten Jahr zur Seite gelegt hatte. Er musste Adamu etwas zum Frühstück kochen, denn der ist noch zu jung für Ramadan. Wenn in vier Stunden die Sonne untergeht, werden Musa und seine Söhne das Fasten nicht brechen können. Er wird eines der Hühner verkaufen müssen. Achthundert Naira kann er dafür verlangen, vielleicht tausend. Das ist weniger als die Hälfte des Preises, den er einst für das Tier bezahlt hat. Davon wird er sich etwas Reis und ein paar Erdnüsse kaufen können, genug für eine spärliche Mahlzeit, nicht genug für vier Menschen. Musa nimmt die Hände von seinem Gesicht und blickt auf das Haus. Er hat es selber gebaut, als Markus Gamache ihn vor drei Jahren nach Gurku brachte, damals, als die ganze Gegend nur Busch war und die Felder ringsumher noch nicht bewirtschaftet. Aus dem Nichts hat er Wände errichtet, Block für Block, hat die Toilette ausgegraben und sein neues Zuhause eingezäunt. Nun klemmt das Gartentor und der Zaun hängt schräg in seinen Pfeilern. An den Wänden blättert der Belag, Dreck ist in die Schlafkammern gelangt. Und die Vorratskammer ist leer.

Heute ist es genau ein Jahr und drei Tage her, seit Musas Frau an Diabetes gestorben ist. Er tat alles, um für sie zu sorgen und gab alles für sie her, das Geld für die Medikamente, für ihr Essen. Er und die Söhne arbeiteten hart und am Ende starb sie doch, und die Lehmblöcke, die Musa zu einem Haus zusammengesetzt hat, zerbröckeln vor seinen Augen.

Vor drei Jahren drangen die Mörder und Häscher aus den Tiefen des Sambisa-Waldes nach Shuwa vor. Bevor sie das Dorf erreichen konnten, packte Musa seine Habseligkeiten in drei Koffer und brachte seine Familie in ein Lager nach Abuja. Manchmal erscheint ihm alles wie ein böser Alptraum, aus dem er nicht erwacht, wenn er die Augen öffnet.

Adamu lässt sich schwer atmend neben seinen Vater auf den Baumstamm fallen. Den Ball hält er fest umklammert. Musa legt ihm einen Arm um die Schulter.

«Adamu», murmelt er voller Erstaunen über das unbefangene Wesen seines Kindes.

«Dieser Adamu.»

Alle Söhne haben die feinen Lippen und die geschwungenen Wimpern ihrer Mutter geerbt. Vom Vater haben sie ihren Stolz.

Musa klopft den Staub von seinem Gewand. Es ist ein geschmeidiger, mit sanften Stickereien verzierter weisser Stoff, ein Zeichen der Würde, die Musa einst hatte. Er war ein König, nun ist er kaum mehr Mensch, denn der Hunger frisst die Würde und das Menschsein als erstes weg. Adamu beginnt zu zappeln, aber Musa lässt ihn nicht sofort los.

Folgende Doppelseite: Baba Musa, 57, und seine Söhne:
Suleiman, 11, Aja, 18, und Adamu, 6 (v.l.n.r.)



«So Gott barmherzig ist»,

sagt er zu dem Strudel aus Grau und Weiss über ihm,
«so Gott barmherzig ist, finden wir etwas zu essen, bevor der Tag vorübergeht. So Gott barmherzig ist, wird etwas aus diesen Kindern. Bei Gottes Barmherzigkeit.»

Er lässt Adamu los und erhebt sich. Aufstehen ist Arbeit. Es wird Zeit, auf den Markt zu gehen. Der Weg zum Gartentor ist weit, gepflastert mit den Sternen, die einst auf sein Leben schienen. Musas Blick schweift in die Ferne, aber er kann schon den morgigen Tag nicht mehr sehen.

Im Schatten der Mangobäume an Gurkus zerfurchter Hauptstrasse haben ein paar Frauen ihre *Wrappas*, die bunten Tücher, die sie sich sonst um den Körper und den Kopf wickeln, ausgebreitet. Die Beine weit von sich gestreckt, erholen sie sich von den Mühen des Tages. Eine sanfte Brise streift durch die Blätter und Äste der Bäume und lässt die feuchte Luft für eine Weile beinahe angenehm wirken.

An der Zisterne gegenüber ist ein Spielplatz entstanden. Menschen stehen um die Wasserhähne versammelt, alle mit grossen Gefässen ausgerüstet. Sobald ein Behälter voll ist, wird sofort der nächste unter den fliessenden Wasserstrahl geschoben. Während sie warten, treten die Kinder in den Pfützen herum, klettern auf die Pumpe oder klatschen sich im Takt eines Sprechgesangs in die Hände. Vor allem Mädchen sind es, die zu dieser Uhrzeit Wasser holen. Sie helfen sich gegenseitig dabei, die gefüllten Kanister auf den Kopf zu hieven, und ohne einen einzigen Tropfen Wasser zu verlieren, strecken sie ihre Rücken durch und stolzieren im hoheitlichen Gang nach Hause.

In der Ferne, am Rand derselben Strasse, gehen Gloria und ihre Stiefmutter. Sie haben den Tag auf ihrem Erdnussfeld verbracht; feine Schweisstropfen kleben an ihren Schläfen. Auf ihrem Kopf trägt Gloria eine Plastikschiessel, in die sie das Werkzeug und einen Wasserbehälter gelegt hat. Die beiden Frauen reden wenig. Nur hin und wieder «*Sännu, Sännunku!*»,

wenn ihnen jemand entgegenkommt.

«Wohin des Weges, Freundin?»

So sind sie schon viele gewundene Pfade nebeneinander hergegangen, ihre Schritte im Rhythmus miteinander, ihre Blicke nach vorne gerichtet. Sie gehen diesen Weg gemächlich, denn heute besteht kein Grund zur Eile.

Es war ein sehr viel weiterer Weg, der sie zum ersten Mal nach Gurku führte. Er begann in Barawa, einem kleinen Ort hoch oben im Norden Nigerias. Es war ein Sonntag und Gloria war dabei, Essen zu kochen, als sie kamen: Männer in Schwarz mit verhüllten Gesichtern und gewaltigen Kalaschnikows in den Händen. Gloria und ihre Stiefmutter rannten. Rannten, rannten, rannten in die Berge hinter dem Dorf. Sie liessen alles zurück, selbst die vierzehnjährige Monica blieb im Haus, weil sie an dem Tag krank war. Nur Japari blieb bei ihr. Eine Woche lang harrten sie oben in den Bergen aus, wo ein Mann aus dem Nachbardorf sie heimlich mit Essen versorgte. Es reichte nicht zum Leben, aber zum Überleben war es genug. Nach einer Woche hielten es Gloria und ihre Stiefmutter nicht länger aus: Nachts stiegen sie ins Dorf hinab, leise, schnell, und holten die Mädchen aus dem Haus.

Gloria gewöhnte sich daran, nicht mehr den Strassen zu folgen; sie gewöhnte sich an den Schutz der Bäume, an das Finster der Nacht. Sie

wanderten von Dorf zu Dorf und assen Kekse, die sie unterwegs hatten kaufen können. Zweimal noch wurden sie von Boko Haram vertrieben, und nie verlor der Schrecken seine Gewalt.

«Aber Gott hat wirklich alles probiert»,
sagt Gloria.

«Gott hat wirklich versucht, uns zu helfen. Er gab uns Unterkunft, wenn wir eine Unterkunft brauchten, er gab uns zu essen, wenn wir Hunger hatten. Wir danken ihm. Wir schafften es.»

Die Strasse, die Gloria mit ihrer Stiefmutter auf dem Nachhauseweg entlanggeht, ist dieselbe, über die sie vor drei Jahren gefahren sind. Damals war ihr Ende ungewiss, das Ziel nur eine weitere Station. Heute führt die Strasse nach Hause. Sie ist noch immer uneben und holprig, aber irgendwie scheint eine zerfurchte Strasse, die nach Hause führt, weniger furchteinflössend als ein gepflasterter Weg in die Flucht.

Am späten Nachmittag bietet Sarah Robert in den Zimmern der Primarschule Alphabetisierungskurse für Gurkus Frauen an. Sie haben Jahre der Grundschulbildung nachzuholen. Viele von ihnen durften nie eine marineblaue Schuluniform auf dem kreidebedeckten Boden eines Klassenzimmers zerschleissen, durften sich nie mit Kieselsteinen bewerfen, und sie durften nie mit angewinkelten Beinen auf einer harten Schulbank sitzen. Dies zumindest gewährt ihnen Sarah Robert jetzt, das Sitzen und Lernen.

Sie fängt ganz vorne an. Einfache Sätze auf Englisch, das Zählen von Null bis Zwanzig, lesen und schreiben auf Hausa. Zwar ist Hausa die Lingua Franca Nordnigerias, aber manche der Frauen sprechen einzig die Sprache ihres Stammes. Sie können sich auf dem Markt

nicht verständigen, die Texte im Liederbuch der Kirche nicht entziffern und kein Wechselgeld zählen. Sarah Robert lehrt sie die Kunst der Eigenständigkeit. Mit lauten Stimmen wiederholen die Frauen die Sätze, die an der Wandtafel stehen:

«*We are going to school.*»

«*Za mu je makaranta.*»

«Wir gehen zur Schule.»

Je lauter sie die Worte in den Raum poltern, desto stolzer klingen sie.
«Wir gehen zur Schule! Wir gehen zur Schule!»

Die Augen dieser Frauen, die zu träumen nie gewagt haben, blitzen, wenn sie die Hände hochhalten und die richtige Antwort wissen. Sie fühlen sich gesehen in einer Welt, die sie beinahe zertrampelt hat.

Die Brise ist zu einem erbarmungslosen Wind geworden. Der Sand fegt durch die Strassen, und der Abfall am Boden wirbelt um die Bastzäune der Häuser. Die Spuren, die der Tag im Sand hinterlassen hat, werden jäh verwischt. Am Himmel pressen sich mächtige Kumuluswolken aneinander, sammeln sich wie das Meer vor einem Sturm.

Die Hände über dem Kopf, hasten die Menschen in ihre Häuser.

Folgende Doppelseiten:

46–47: Im Alphabetisierungskurs lernen die Frauen Grundkenntnisse im Rechnen und Schreiben.

48–49: Das gestapelte Feuerholz vor dem Haus von Glorias Familie.

50–51: Bevor die Erwachsenen am Sonntagmorgen den Gottesdienst besuchen, gehen die Kinder und Jugendlichen zur Sonntagsschule.







Beten und Vergeben

Je nachdem, wo man mit der Geschichte beginnt, handelt sie von hundert grossen Menschen, die nicht still auf Kirchenbänken sitzen können.

Gurkus reformierte Kirche steht am Rand des Dorfes. Dass es sich um eine Kirche handelt, erkennt das Auge nur an dem einfachen Holzkreuz, das über dem Türrahmen beim Haupteingang hängt. Das Gebäude mag bescheiden sein, aber die Menschen, die es am Sonntagmorgen betreten, tragen die edelsten Gewänder; Frauen in leuchtenden, mit Glitzersteinen versehenen Tüchern: wehende Röcke und ein wehender Gang. Die Männer tragen saubere T-Shirts oder sogar Hemden, wenn sie welche besitzen, und Jeans und Turnschuhe vom Markt. Sie strahlen. Sie strahlen auf eine Weise, die sie vom Staub abhebt, der das ganze Dorf bedeckt. Alles, vom Leuchten in ihren Augen, wenn sie sich in der Kirche versammeln, über ihr befreites Lachen bis hin zu der unwahrscheinlichen Sauberkeit ihrer Kleider, macht sie für die kurze Ewigkeit einiger Stunden wieder zu den Menschen, die sie einmal waren: ihrer Zukunft gewiss und von Trauer und Angst unberührt.

Sie sitzen eng aneinander gedrückt auf Bänken und Stühlen, Männer und Frauen getrennt, auf jedem Schoss eine Bibel. Zum Beginn der Predigt die immer gleichen Worte durch den Pastor:

«Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten als dich selbst.»

Bei diesem Satz stehen die Leute von ihren Bänken auf, um sich gegenseitig die Hände zu schütteln.

«Welcome, Sister!»

«Willkommen, Schwester!»

So lange sind sie auf Wanderschaft gewesen, immer hungrig, immer fremd, und ausgerechnet, als das Heimweh und die Sehnsucht sie zu überwältigen drohen, reicht ihnen ein Nachbar, eine Nachbarin die Hand.

«Welcome, Brother!»

«Willkommen, Bruder!»

Der Pastor setzt zum Sprechen an und es wird wieder ruhig. Er liest die Schöpfungsgeschichte vor und obwohl schon etliche Male gehört, hängt die Gemeinde an seinen Lippen, wenn er darüber redet, wie Gott die Welt erschuf, wie er die Erde und den Himmel und das Wasser machte, wie er die Fische in das Wasser und den Menschen auf die Erde und die Vögel in den Himmel setzte. Sie hat etwas Zauberhaftes, jene schillernde Welt, die doch auch diese Welt ist. Sie ist hinter dem Dorf bei den Feldern, sie ist in den grünen Hügeln hinter Gurku, sie ist unter den Mangobäumen an der Hauptstrasse. Gurku ist diese Welt, und diese Welt ist Gurku. Und hat Gott nicht gesehen, dass sie gut ist?

In ihrem Gesang preisen die Menschen Schöpfer und Schöpfung. Mehrstimmig loben sie die Welt und ihren Gott. Sie öffnen sich ganz, legen ihre Herzen bloss, ohne jede Angst und ohne zu hadern.

Später beten sie mit geschlossenen Augen und gesenkten Köpfen. Gemeinsam bitten sie Gott um den Regen, den sie so dringend für ihre Ernten brauchen. Es ist ein Gebet für das Leben.

«By God's Grace, by God's almighty Grace!»

«So Gott will, so der allmächtige Gott uns helfen will!»

Ihre Leben in seinen Händen. Leben und Tod, der Sand, die Felder, der Regen, die Mangobäume, alles gedeiht und vergeht im guten Willen von Gott.

Nigerias christliches Erbe geht auf die Missionare der protestantischen Kirche für Geschwister EYN zurück, die hier zum ersten Mal 1923 aktiv wurde. Sie liessen sich im Süden nieder und brachten einen neuen Glauben und weltliche Erziehungsformen mit sich, zugleich hegten sie den Wunsch der Abschaffung der Sklaverei. Im Wettlauf der Kolonialmächte um Afrika schuf sich Grossbritannien bis zum Ende des Jahrhunderts eine Kolonie in Lagos und Protektorate im Nigerdelta und in Yorubaland. In Norden des Landes verwirklichten die Kolonialherren eine Version der indirekten Herrschaft: Sie regierten mittels der lokalen Behörden, behielten aber in allen Angelegenheiten das letzte Wort. Die muslimischen Führer des Nordens hatten nicht die Absicht, Kontrolle an die Christen abzugeben. Sie fürchteten sich vor der Abschaffung der Sklaverei, denn deren Ende bedeutete auch das Ende der aristokratischen Autorität in der Gesellschaft. Ausserdem waren die Eliten dem englischen Bildungssystem gegenüber sehr skeptisch eingestellt. Das Bildungswesen aus Europa war für sie «boko», was in der Hausa-Sprache «betrügerisch» bedeutete. Die Herrscher glaubten, die fremde Bildung würde die Rechtschaffenen unter ihnen von ihrer wahren Berufung, dem Islam, fernhalten.

Im Laufe der Jahre verschob sich die Bedeutung von «boko» zu der Assoziation mit aller westlichen Bildung. Die Kolonialherren wollten die bestehende Kultur und ihre Traditionen weitestgehend respektieren und versprachen, die Missionare und ihre Schulen vom Norden fernzuhalten. In der Folge erhielten die Menschen in Südnigeria eine weitaus bessere Schulbildung, aus der qualifizierte Ärzte, Anwälte und Geschäftsleute hervorgingen.

Der Islam war durch den Handel mit Karawanenhändlern nach Sub-Sahara-Afrika gelangt und hatte Ende des 11. Jahrhunderts erstmals Fuss in Teilen Nordostnigerias gefasst. Die Handelsbeziehungen mit der arabischen Welt und Nordafrika brachten Reichtum, Wissen und Verbündete mit sich. In Nordnigeria sind die Strukturen einer feudal geprägten Kultur bis heute intakt; als die britische Kolonialmacht 1912 die Protektorate im Süden und im Norden unter eine gemeinsame Verwaltung brachte, schuf sie damit die Voraussetzungen für ethnische, regionale und religiöse Spaltungen. So erlangte Nigeria 1960 zwar die Unabhängigkeit, war aber bis dahin nie eine vereinte politische Einheit gewesen.

Die ersten Tropfen prasseln auf das blecherne Dach. Charity und ihre Kinder sind ins Schlafzimmer geflüchtet. Sie haben keine Tür, aber Charity hat ein Tuch vor den Türrahmen gehängt und mit Steinen befestigt, damit der Wind nicht nach innen dringt. In dem Raum ist es düster und die vier Menschen in ihm kauern auf einer kleinen Matratze in seiner Mitte. Godwill und Emmanuel zanken um einen angeknabberten Keks, bis es Charity zu viel wird und sie ihn Naomi reicht, die ihn ganz verschlingt.

In einem früheren Leben war Charity Schneiderin. Charity war achtzehn, sie hatte gerade die Sekundarschule abgeschlossen, als ihr Vater bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam. Die Mutter starb nur Monate später an gebrochenem Herzen. Und so begann Charity mit dem Nähen. Sie nähte Röcke und Blusen und Gewänder für die Menschen in ihrem Dorf, sie flickte gerissene Säume und ersetzte Knöpfe. Der Mann, den sie heiratete, war Polizist. Als er nach Maiduguri versetzt

wurde, folgten ihm die Familie und die Nähmaschine.

Sie scheint nun lange zurückzuliegen, die Zeit, als ihr Mann noch am Leben war. Vor drei Jahren erlitt er während der Arbeit einen Herzinfarkt. Als Charity das Krankenhaus erreichte, war er bereits tot.

Charity verkaufte ihre Nähmaschine, jenes Gerät, das sie so lang am Leben erhalten hatte, um wenigstens für eine kurze Zeit Miete und Essen bezahlen zu können. Es gab keine Möglichkeit, wegzugehen aus Maiduguri, dem Ort zum Verlassen. Es war der letzte Schritt in die Mutlosigkeit.

Neben dem Bett bewahrt Charity ein englisches Grundschulbuch für Mathematik auf. Wenn die Kinder schon nicht zur Schule gehen können, dann unterrichtet sie sie eben selbst.

Heute Mittag hat sie es geschafft, eine schwache Glut zu entfachen und etwas von dem Reis zu kochen, der ihr gespendet wurde. Es ist nicht viel, was ihr an Vorrat bleibt, aber lieber verzichtet Charity aufs Essen, als eines ihrer Kinder hungern zu sehen. Sie erinnert sich, wie hungrig sie in Maiduguri waren und wie stumm der Hunger sie leiden liess; es war in diesen Momenten, da Charity ihren Blick zur Decke richtete und Gott anflehte, sie von da wegzubringen. Sie war bei *Life-line Compassionate* registriert, und nach den Anschlägen in der Woche zuvor wurde sie mit zwei anderen Frauen endlich weggebracht. Sie war so erleichtert wie schon lange nicht mehr, aber die Angst geht nie ganz weg. Was, wenn sie plötzlich kommen, die finsternen Soldaten von Boko Haram? Dann schüttelt sie heftig den Kopf und drückt die Hand gegen ihre Brust, bis ihr Herzschlag sich wieder beruhigt. Nein, Gott lässt das nicht zu. In seiner Güte kann er, wird er das nicht zulassen.

Jede Woche das Geräusch von Bomben, jede Woche Tote, jede Woche die Angst. Geblieben ist nur die Angst. Hier, in Gurku zumindest,

kann sie sich bewegen. Sie umarmt ihre Kinder und murmelt:

«Gott ist ein Vater der Waisen und ein Richter der Witwen.»

Sie sagt sich die Worte immer und immer wieder, bis die Zweifel von ihr fallen. Gott wird richten, Gott wird es wieder richtig machen, ihr kaputtes Leben.

Die Tropfen beginnen schneller zu fallen und härter, härter mit jedem Schlag. Die Furchen in der Strasse, die durch Gurku führt, füllen sich mit Wasser, kleine Bäche fliessen durch das Dorf. Die Menschen bedecken ihre Köpfe mit ihren Armen und rennen lachend in ihre Häuser. Gott hat sie gehört: Der Regen ist da. Wie ein graues, dichtes Tuch aus Wolken hängt der Himmel tief über dem Dorf, und in den fensterlosen Hütten wird es stockfinster. Gloria sitzt auf einem Plastikstuhl vor ihrem Zimmer. Sie hält eine Bibel in der einen, eine Taschenlampe in der anderen Hand. Immer wieder liest sie den einen Satz:

«Im Lande Uz lebte ein Mann, der hiess Hiob. Und dieser Mann war schuldlos und aufrecht, er fürchtete Gott und mied das Böse.»

Sie lässt den Blick über die Seite gleiten, dann schliesst sie die Augen, wie um die Worte zu verinnerlichen. Nur zu gut kann sich Gloria vorstellen, wie es Hiob ergangen sein muss. Es ist erst drei Jahre her, da lebte sie mit ihrer Familie in einem grossen Haus, ihr Vater, Luka, arbeitete als Arzt und besass sogar ein Auto. Er arbeitet noch immer als Arzt, aber er tut es ehrenamtlich. Um die Familie zu unterstützen, verkauft Gloria kleine Maiskekuchen auf dem Markt.

«Und dieser Mann war schuldlos und aufrecht, er fürchtete Gott und mied das Böse.»

Glorias Finger fahren behutsam über diese Zeile.



«Er hat alle und alles geliebt»,

sagt sie. An manchen Tagen fällt es ihr ganz leicht, diesem Beispiel zu folgen. An anderen Tagen ist es schwieriger. Dann kehren die Dämonen der Vergangenheit zurück, und Gloria ist so wütend, dass sie nicht vergeben kann, was passiert ist.

«In der Bibel steht, dass wir für unsere Feinde beten müssen.»

Sie schüttelt den Kopf.

«Manchmal will ich das einfach nicht.»

Sie klammert sich fest an die Bibel auf ihrem Schoß und seufzt.

«Dann kommt mir wieder in den Sinn, was Gott mir schon alles vergeben hat in meinem Leben; wenn sogar Gott mir verzeihen kann, dann muss ich auch für die Männer von Boko Haram beten.»

Sie muss es jeden Tag aufs Neue tun, beten und vergeben. Die Welt geht aus den Fugen, aber Gloria sieht noch einen Sinn in allem, was geschehen ist. Der Regen hat nachgelassen, und aus der Küche dringt der Geruch von frischer Suppe. Es riecht nach Alltag; etwas, worauf vor drei Jahren niemand mehr zu hoffen wagte.

Beten und vergeben. Es ist ein Akt des sanftesten Widerstands gegen die Parolen von Hass und Bitterkeit, die ihr Land eingenommen haben. Es ist ein Weg, aus Ohnmacht und Traurigkeit noch einmal Hoffnung zu schöpfen.

Die Regentropfen fallen langsamer und einzelne Sonnenstrahlen dringen durch die Wolkendecke. Mit ihnen kehren auch die Menschen auf die Strassen zurück. Gloria hat ihre Bibel noch immer geöffnet, als

Luka Saidu, 50

Vivianne in den Hof platzt. Ein Junge, ungefähr in ihrem Alter, folgt ihr zaghaft. Seine Mutter ist an Malaria erkrankt und braucht dringend Medikamente. Gloria hebt ihre Stimme nicht an, sie steht noch nicht einmal von ihrem Plastikstuhl auf; aber sie erkundigt sich leise nach dem Vater, und sofort setzen sich alle in Bewegung, um ihn zu finden. Die Schwestern verschwinden im Innern des Hauses, die Stiefmutter ruft von der Küche aus. Die kleine Rhoda wirft sich auf ein Huhn. Luka kommt aus dem Schlafzimmer und hört sich die Geschichte noch einmal an. Dann setzt er sich gemächlich ans Feuer in der Küche. Genau wie Gloria braucht er nicht viele Worte, um zu kommunizieren: Er kramt einen Schlüssel aus seiner Hosentasche und reicht ihn Monica, die Vivianne und ihren Freund auffordert, ihr zu folgen. Die Medikamente werden im Krankendomizil auf der anderen Seite des Dorfes gelagert; untergebracht in zwei kleinen Häusern befinden sich Untersuchungs-, Kranken- und Besprechungszimmer, sowie ein kleines Medikamentenlager. Die gesundheitliche Lage in Gurku ist nicht so schlimm wie an manchen anderen Orten im Land; besonders betroffen sind die Menschen hier von Malaria und gelegentlichen Typhusausbrüchen. Luka kann sie mit dem Nötigsten versorgen, für alles andere müssen sie ins Krankenhaus in der Stadt gehen. NGOs spenden immer wieder Medikamente, die er den Leuten umsonst abgibt, ungeachtet deren Einkommen. Luka ist ein begnadeter Mediziner, nachdenklich und erfahren. Er ist der einzige Arzt im ganzen Dorf, und die Schwere seiner Arbeit steht ihm ins Gesicht geschrieben. Die Müdigkeit hat seine Augen einsinken lassen und macht seinen Blick zuweilen glasig. Aber die Menschen von Gurku können sich keinen Arzt leisten, und keine Organisation konnte bisher die Mittel aufbringen, um ihn zu bezahlen.

Und so hilft er den Menschen unentgeltlich. Luka hat dieses Leben gewählt. Es ist der Entschluss, zur Genesung der Welt beizutragen anstatt zu ihrer Vernichtung; der Wunsch, zu verstehen und zu trösten.

Es hat etwas Entmutigendes, ein Leben zu führen, für das man sich nicht entschieden hat. Aber wenn die jungen Männer von Gurku abends einem alten Fussball hinterherjagen, dann gibt es keine Grenzen für sie. Für eine Stunde sind sie wieder die Kinder, die sie so plötzlich nicht mehr sein durften, und ein Ausdruck von Freiheit legt sich auf ihre Gesichter. Sie spielen barfuss im dreckigen Sand, die Kleider voller Staub, der sich nicht abklopfen lässt, aber sie spielen mit allem, was sie an Ehrgeiz und an Mut haben.

Vielleicht ist es eine leise Form der Wiedergutmachung mit sich selbst, mit der verlorenen Heimat: Den Mut aufzubringen, in den Sturm zu gehen, frontal anzugreifen und zu gewinnen. Oder zu verteidigen, mit seinem ganzen Leib einen Angriff abzuwehren, sich nicht verstecken zu müssen. Destiny ist ein Verteidiger. Er steht breitbeinig da, die Hand in die Hüfte gestemmt, bereit zu nehmen, was kommen mag.

In Destinys Erinnerung verschmelzen die Ereignisse der vergangenen Jahre zu einer undurchsichtigen Suppe aus Schmerzen und Angst. Der erste Angriff von Boko Haram, der zweite. Was war dazwischen? Schmerzen und Angst. Er erinnert sich, dass er bei der Arbeit war. Einem seiner Brüder gehörte eine kleine Werkstatt in Gulak und Destiny half ihm aus. Er erinnert sich, dass plötzlich Schüsse fielen, Bomben explodierten, Menschen schrien und die Flucht ergriffen. Und er erinnert sich, dass es plötzlich wieder ruhig war. Es war ein Freitag, ein

Feiertag im Islam, und die Angreifer waren zum Gebet in die Moschee gegangen. Die Absurdität des Tötens und Betens, Gewalt und Andacht so vereint, hat sich in Destiny's Erinnerungen eingebrannt.

Alles geschah in Zeitraffer und Zeitlupe zugleich. Die Flucht in die Berge, rennen, rennen, rennen, brennende Lungen, der rasende Herzschlag, die Angst. Der gelähmte Vater, der nicht bei ihnen war, warten, hoffen, beten, die Angst. Die Mutter setzte ihn in eine Schubkarre, rannte, rannte, dann setzten die Schüsse wieder ein, die Bomben, die Schreie, die Angst. Es war zu viel für das Herz des Vaters, das aufgab, bevor Boko Haram es dazu zwingen konnte. Ein Herzinfarkt. Vielleicht die natürlichste Art zu sterben.

Destiny hatte zu der Mutter gesagt, er würde in Mubi auf sie warten: zwei Tagesmärsche von Gulak entfernt, dort würde sie ihn finden. Aber es fand ihn nur seine Schwester, Mary; eine Kugel hatte die Mutter getroffen. Destiny erinnert sich, dass sie beide weinten.

Grob übersetzt bedeutet Boko Haram «Westliche Bildung ist verboten», ein Name, der der Sekte von aussen gegeben wurde, weil man ihre Überzeugungen in diesem Sinn verstand. Selber nennt sich die Gruppe «Jama'atu Ahlus-Sunnah Lidda'Awati Wal Jihad» – «Menschen, die sich der Verbreitung der Lehren des Propheten und dem Dschihad verpflichtet fühlen.» Mohammed Yusuf war der Überzeugung, dass der britische Kolonialismus und die Gründung des Nationalstaats Nigeria den Muslimen einen unislamischen Lebensstil aufgezwungen hatten. Seine Predigten richteten sich vor allem gegen die

Destiny Maliki, 20



herrschende Klasse, und seine Anhänger bedurften keiner besonderen Bildung, um sich mit ihm zu identifizieren. Ein Grossteil der Gefolgschaft wurde aus arbeitslosen Jugendlichen, Schulabbrechern und Drogenabhängigen rekrutiert.

Die entscheidende Eskalation geschah 2009, als es zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen Yusufs Anhängern und der nigerianischen Polizei in Maiduguri kam. Dem Vorfall folgten vermehrt Strassenschlachten, und am 26. Juli 2009 verübte die Gruppe den ersten Anschlag auf eine Polizeistation. Zwar setzten die Rebellen hauptsächlich einfache Waffen ein, aber ihre Angriffe zeigten ein Mass an Koordinierung und Professionalität, das die Behörden offenbar unterschätzt hatten. Bei aller Gewalt gab es zunächst keine gezielten Anschläge auf christliche Gemeinden. Stattdessen konzentrierte sich die Gruppe darauf, Rache an den Symbolen des nigerianischen Staats zu üben. Am 30. Juli 2009 gelang es der Polizei, Yusuf festzunehmen und zu verhören. Kurz darauf war der Sektenführer tot, wahrscheinlich wurde er standrechtlich auf dem Polizeihauptquartier erschossen. Nach Yusufs Tod verschwand die Gruppe im Untergrund, aber nur ein Jahr später kehrte sie mit einem neuen Anführer wieder: dem noch gewalttätigeren, unbarmherzigeren und unberechenbareren Abubakar Shekau. In seinen Videobotschaften verhöhnte er die nigerianische Regierung und drohte, all jene zu töten, die «Allahs Mission» im Weg ständen. Dabei ist überhaupt nicht klar, ob es sich immer um denselben Mann handelt. Das nigerianische Militär behauptete mehrmals, Shekau wäre tot, was sich jedes Mal als Fehlinformation zu erweisen schien. Letztlich ist es jedoch egal, ob Shekau immer die gleiche Person ist oder nicht, denn wenn nicht, beweist dies nur, dass er leicht

ersetzt werden kann, ohne dass die Gewalt nachlässt. Ideologisch verfolgte Boko Haram noch immer Yusufs Spur: Die Extremisten waren gegen jede Form von Demokratie und sahen die Scharia als einzigen wahren Gesetzeskodex an. Weihnachten desselben Jahres kam es zu Anschlägen auf Kirchen in Jos, Abuja und Maiduguri. Boko Haram hatte sich in kurzer Zeit zu einer mörderischen, äusserst raffinierten und diffusen Gruppe entwickelt, die aus verschiedenen Zellen bestand, die unabhängig voneinander und mit jeweils eigenen Zielen operierten. Die Anschläge von 2010 drohten die seit langem existierenden ethnischen und religiösen Spannungen dieser Region zu offenen Unruhen werden zu lassen. Zwischen 2011 und 2014 verschärfte sich Boko Harams Radikalität zu einer neuen Dimension von Gewalt, von der die nigerianischen Behörden unvorbereitet getroffen wurden. Den Höhepunkt erreichten die Extremisten am 11. Juni 2011, als sie das erste Selbstmordattentat Nigerias auf das Polizeihauptquartier in Abuja durchführten.

Boko Haram machte Zeit und Ort der geplanten Angriffe oft bereits im Voraus publik. Die Gruppe glaubt, dass jeder Sieg von Gott kommt und auch nur durch ihn verhindert werden kann. Das Ankünden der Pläne war ein Test, der die Richtigkeit ihrer Sache beweisen sollte. Warum die Regierung die Drohungen nicht ernst nahm, ist allerdings unklar.

Bis 2015 besetzte Boko Haram 70 Prozent von Nigerias Nordosten und hatte 20 von 27 Bezirksverwaltungen im nördlichen Bundesstaat Borno eingenommen. Besondere Schlagzeilen machte die Sekte 2014, als sie 276 Mädchen aus ihren Schlafräumen an einer Schule in Chibok entführten. Die Reaktion der Behörden bestand aus dem alten Muster leerer Versprechungen, die Regierung von Goodluck Jonathan

nahm die Bedrohung wenig ernst. Erst mit dem Druck internationaler Kampagnen, die zur Befreiung der Mädchen aufriefen, wurden militärische Truppen mobilisiert, um die Aufständischen zu bekämpfen. Aber obwohl Jonathans Nachfolger, Muhammadu Buhari, Boko Haram für besiegt erklärt hat, ist Nigerias Norden weiterhin Angriffen der Terrormiliz ausgesetzt.

Ein Stürmer dribbelt den Ball auf ihn zu, Destiny setzt zum Gegenangriff an. Er trifft den Ball und spielt ihn ins Off.

«Gott sagt, du musst in jeder Situation, in der du dich befindest, dankbar sein»,

sagt er später.

«Aber es gibt nichts, was ich ihm sagen kann.»

Über ihm sind die Wolken ein Meer aus rosa, blau und weiss, überzogen von einem goldenen Stich, wie phantastische und aufschäumende Wellen. Aber an seinen Füßen klebt der Staub. Die Meereswogen über seinem Kopf haben nicht die Kraft, ihn fortzuschwemmen.

Gurkus Moschee soll einmal am Eingang zum Dorf stehen. Ihre Grundmauern sind gebaut, Wände und Dach sind noch gute 10'000 US-Dollar entfernt. Moschee und Kirche stehen nur Meter voneinander entfernt, eine sanfte Erinnerung daran, dass die beiden Religionen einmal koexistierten. Der Graben, den Terror und Gewalt zwischen sie getrieben haben, ist auch in Gurku spürbar; auch wenn sie nachbarschaftliche Verhältnisse pflegen, ist vielen Christinnen der Umgang

Garba Baba, 43



mit Musliminnen nicht geheuer, und manche wünschen sich, die Muslime würden sich zum Christentum bekehren lassen. Sie verstehen den Koran nicht und sie sehen in ihm nicht den Weg zur Erlösung. Aber sie sehen Schwestern in den Musliminnen und sie sehen Brüder in den Menschenjägern von Boko Haram. Eine Bekehrung zum Christentum bedeutet auch eine Rückkehr in die Familie.

«Natürlich vergeben wir Boko Haram»,

sagen Muslime und Christen. Natürlich. Gott will es doch so. Gott, der auch uns vergibt. Und vielleicht ist es surreal, den Menschen zu vergeben, die so viele Väter getötet und Neffen versklavt haben, die Töchter vergewaltigten und Kusinen zum Selbstmord zwangen. Aber auch sie sind Schwestern und Brüder, Väter und Onkel. Manche beten, dass sie bereuen können. Der Schritt zur Vergebung ist nicht gross, aber er ist so unvorhersehbar wie der Fremde, der einen nach all der Zeit auf der Flucht willkommen heisst.

«*You are welcome, brother. You are welcome, sister.*»

«Natürlich vergeben wir Boko Haram.»

Sie halten ihre Türen offen, denn Schwestern und Brüder, Väter und Onkel hört man nicht auf zu lieben. Und so vergeben sie, die Menschen von Gurku; weil sie den Hass, der ihre Welt zerstört hat, nicht weitertragen können.

Der unfertige Bau der Moschee hält Garba Baba nicht davon ab, jeden Abend um sieben Uhr mit klarer Stimme ins Dorf hineinzurufen. Als Imam ist seine Aufgabe, das Gebet in der Moschee zu leiten. Für die Männer, die abends zum Gebet kommen, ist der Raum innerhalb der unfertigen Grundsteinmauern bereits heilig und unantastbar. Garba

betet innig auf Arabisch und macht im Schiff des Gotteshauses die Gebetshaltungen vor.

«*Verliert nicht die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit. Gewiss, Gott vergibt alle Sünden. Er ist ja der Allvergebende und Barmherzige.*»

Kein Lärm, keine Unruhe, kein Dreck vermag die Männer jetzt zu stören. Sie knien im Staub, doch der Himmel über ihnen ist wie ein Dom, ein heller Schein aus Wunder und Licht, der wie ein Segensgruss über dem Dorf liegt.

«*Er ist ja der Allvergebende und Barmherzige.*»

Garba Baba betet für den nächsten Tag, für ein Morgen ohne Angst und ohne Hass. Wenn Gott barmherzig ist, dann will er es auch sein.

Folgende Doppelseiten:

70–71: Zwei Tragtaschen mit Hab und Gut konnte Charity für sich und ihre Kinder von Maiduguri mitnehmen. Reis, Töpfe und Eimer sind Spenden der Witwengemeinschaft.

72–73: Im Schatten der Mangobäume sind die Temperaturen immer angenehm. Hinter Sarah Roberts Haus erholt sich die Familie von Garba Baba von der Feldarbeit.

74–75: Seit dem Tod seiner Frau sorgt Baba Musa alleine für seine Söhne. Suleiman, 11, wartet darauf, dass hinter ihm das Wasser kocht. Um sich die Zeit bis zum Abendessen zu vertreiben, spielt Adamu, 6, mit dem Sand.







Sie kommen in der Nacht

Je nachdem, wo man mit der Geschichte beginnt, handelt sie von tausend Menschen, deren Träume sie nachts nicht ruhen lassen.

Der Himmel über Gurku hat ein sattes Hellblau angenommen, nun, da die letzten Sonnenstrahlen hinter den Häusern untergegangen sind. Nur am Horizont zeichnet sich noch ein orange leuchtender Streifen ab. Die Dächer der Häuser haben ihren Glanz verloren, und die Bäume und Berge, eben noch lindgrün, sind zu schwarzen Schatten geworden, die sich vom Firmament abheben.

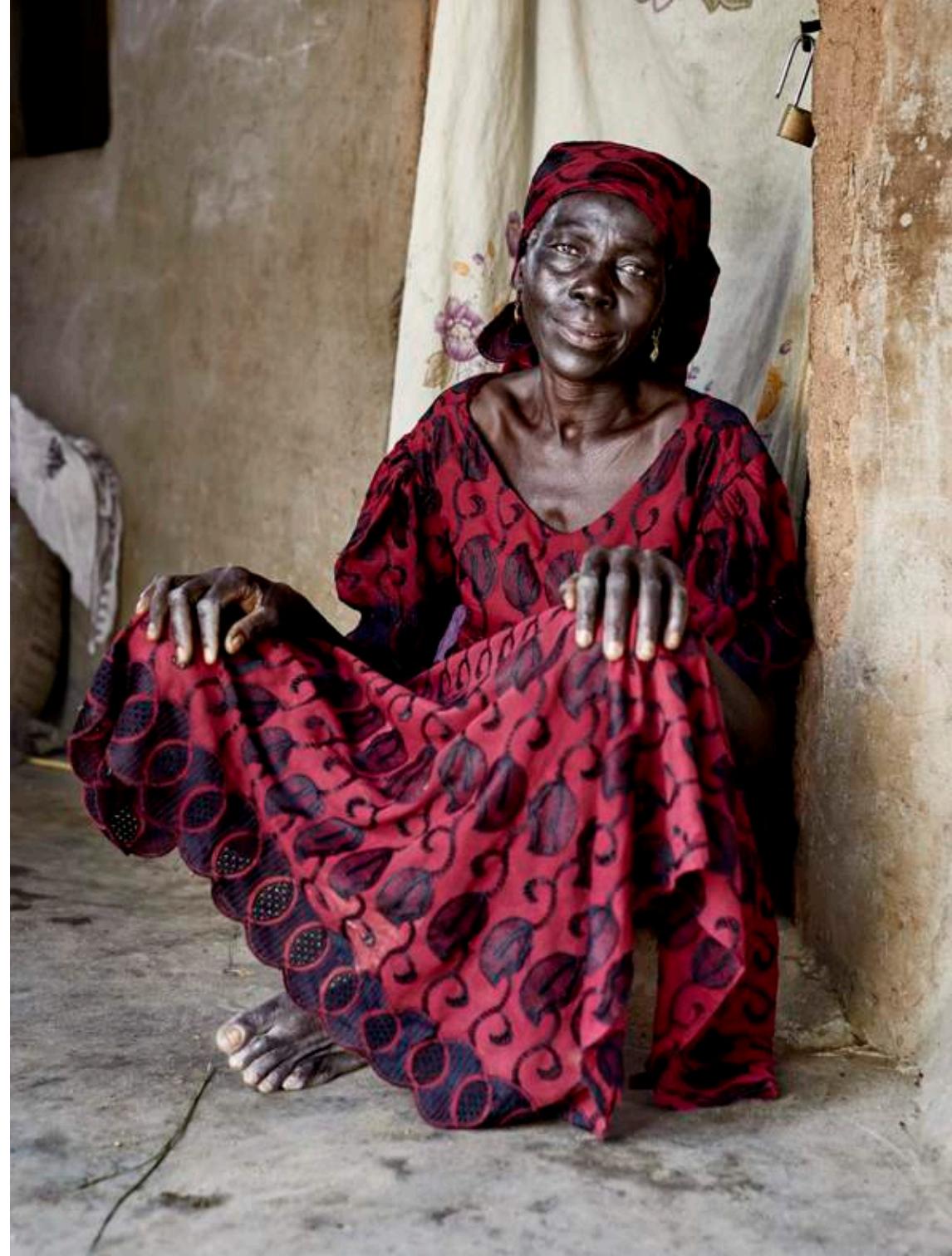
In der Küche der Familie Luka brennt ein Feuer und Gloria hilft ihrer Stiefmutter dabei, Zwiebeln für das Abendessen zu schälen. Rhoda sitzt neben ihren Füßen auf dem staubigen Boden und verschmiert ihren Porridge im Gesicht. Gloria sieht von ihrer Arbeit auf und lächelt, ihr Gesicht vom Feuerschein erhellt. Es ist eine leise Geste, den Blick leicht gesenkt, als wäre es ein Geheimnis, das sie zu wahren sucht.

Inzwischen ist es viele Jahre her, seit die Mutter der Mädchen an einem entzündeten Blinddarm gestorben ist. Gloria war damals fünfzehn Jahre alt, aber in ihrer Erinnerung bleibt sie jene Frau, die ihr Essen kochte und mit ihr spielte.

«She used to be with us»,

sagt sie, wenn sie erklären will, warum die Mutter ihr so fehlt. Sie wirft die gehackten Zwiebeln in den Topf über dem Feuer und nimmt von der Stiefmutter einen Kochlöffel entgegen, mit dem sie anfängt, in der Suppe zu rühren.

Rebeka Augustin, 63



«Sie war bei uns.»

Das schönste Attribut der Mutter, ihr Dasein. Das Bild der Mutter, eine unscharfe Fotografie von ihr bei der Feldarbeit, bewahrt Gloria neben ihrem Bett auf. Es bedeutet für sie eine Nähe nicht nur zu der Frau, die ihr Leben und Liebe geschenkt hat, sondern auch zu der Heimat, die sie so bitter vermisst. Glorias grösster Wunsch ist es, nach Borno zurückzukehren und Medizin zu studieren. Sie hätte dieses Jahr schon angefangen, aber die Familie hatte nicht genügend Geld für ihre Ausbildung übrig. Luka gibt sein Erspartes für die Privatschule der jüngeren Schwestern aus und das wenige Geld, das Glorias älterer Bruder bei seiner Arbeit als Lehrer verdient, deckt gerade die Kosten für Lebensmittel und andere Notwendigkeiten des Alltags.

«*Der Herr ist mein Hirte, mir wird an nichts mangeln.*»

Gloria schöpft Vertrauen aus diesen Worten. Alles hat seinen Sinn und alles hat seine Zeit.

In den offenen Höfen der Witwensiedlung sitzen die Frauen versammelt, machen Feuer, waschen sich und ihre Kinder. Auf sich alleine gestellt sind sie doch niemals einsam. Bevor das letzte Licht des Tages verschwindet, lesen die alte Rebeka und ihre Nachbarin in der Bibel. «*Freuet euch vor ihm, der ein Vater ist der Waisen und ein Richter der Witwen. Er ist Gott in seiner heiligen Wohnung.*»

Die zwei Frauen halten jeweils eine Seite des Buches, ein erleichtertes Lachen steht in ihren Gesichtern.

«*Sànnu, Sànnunku!*»

«Hallo, seid gegrüsst!»

Francis vom Haus gegenüber ist gerade achtzehn geworden und

holt bei Rebeka eine Prise Pfeffer für das Abendessen. Immer wenn seine Mutter geschäftlich für *Widows Care* unterwegs ist, sorgt er alleine für seine kleinen Geschwister. Er lauscht Rebeka mit einem Ohr, während er Suppe zubereitet.

Allmählich wird das Licht zu schwach, um noch lesen zu können. Francis bringt den kleinen Gewürzbeutel zu Rebeka zurück.

«*Sànnu, Sànnunku!*»

«Danke, mögt Ihr einen schönen Abend haben!»

Zwischen ihren Häusern findet Destiny seinen kleinen Neffen. Der Junge trägt nur ein zerlöcheres T-Shirt, weil die eine Hose, die er besitzt, ihm zu weit ist. Um seinen aufgeblähten Bauch hängt noch immer die Schnur, die ihm anstelle eines Gürtels umgebunden wurde. Das Haus, in dem Destinys Familie wohnt, steht im hinteren Teil der Witwensiedlung, eingezäunt von dichten Maisstängeln. Mary sitzt bereits am offenen Feuer in ihrem Hof und kocht Suppe aus getrockneten Fischköpfen. Weder sie noch Destiny konnten haushalten, als sie nach Gurku kamen. Mary hatte gerade erst angefangen, das Kochen zu erlernen, als Boko Haram ihre Mutter tötete, und sie hatte nie auf einem Feld gearbeitet. Nun pflanzt sie Mais an, von dem sie und ihre Geschwister gerade eben leben können. Sie hat die Hose ihres Sohnes ausgewaschen und zwingt ihn wieder hinein. Kaum ein Kind im Dorf trägt Windeln, weil die Mütter sowieso nicht dazu kommen, sie zu wechseln. Mary stellt den Knaben zurück auf den Boden und reicht ihm einen Becher mit Porridge, den er fasziniert umkippt. Voller Bewunderung sieht er zu, wie die Masse durch seine Finger auf den Boden tropft. Mary reicht den Kochlöffel Destiny und rettet, was an Porridge noch retten ist, während ihr Sohn schelmisch gluckst.



Vorangehende Doppelseite: Francis Buba und seine drei jüngeren Geschwister

Im Frühling ist Mary nach Gulak zurückgekehrt. Sie fand ihr Elternhaus noch stehend vor und sie ging hinein, um etwas nur zu retten: das Geschirr ihrer Mutter. Damit hat sie das Kochen erlernt und damit wird sie nun für ihre Familie kochen. Es ist ein Beweis dafür, dass es dieses Leben tatsächlich gegeben hat und vielleicht eines Tages wieder geben kann.

Während Mary sich um ihr Kind und um das Abendessen kümmert, bohrt Destiny mit einem Stück Draht in einem alten Adapter herum. Schon als Kind bastelte er Generatoren und fusionierte Kabel, und eines Tages möchte er Ingenieurwesen an der Universität Lagos studieren. Aber die Studiengebühren sind teuer, und im Augenblick weiss Destiny noch nicht einmal, wann er seinen Schulabschluss machen kann. Mary hat ihm versprochen, so wahr sie am Leben sei, werde er sein Studium erhalten. Aber es ist ein Versprechen, das aus Verzweiflung gesprochen wurde. Mary weiss nicht, woher sie das Geld nehmen soll, und sie weiss nicht, wie sie Destiny erklären soll, dass er bereits das Leben hat, in dem er wohl für den Rest seiner Zeit feststecken wird. Im Grunde weiss Destiny dies längst, aber er glaubt auch fest an ein Schicksal. Seinen Namen, Destiny, hat er sich selbst gegeben. So wird er in der Schule genannt. Im Dorf nennen ihn alle bei seinem Geburtsnamen: Ejesany. Es scheint nur angemessen, denn sein Schicksal möchte Destiny nicht in Gurku finden.

In Destinys Zimmer liegt ein kleiner Stapel von Büchern, in denen er liest, bevor er schlafen geht. Darunter sind Schulbücher, Biologie

und Geografie, und eine grosse Anzahl christlicher Erbauungsliteratur. Destinys Lieblingsbuch handelt von einem Mädchen, das an einem Gesangswettbewerb teilnehmen möchte und es plötzlich mit der Angst zu tun kriegt.

«Sie sagt: ‹Ich kann das nicht, ich kann das nicht!› Aber ihre Freundin sagt zu ihr: ‹Doch, du schaffst es! Es ist dein Schicksal!› Und dann gewinnt sie, weil es ihr Schicksal ist.»

Es gibt keine andere Gewissheit für Destiny als die seines Schicksals, und es gibt keine andere Hoffnung.

Nigeria steht vor einer Vielzahl steigender Herausforderungen: Von den 276 entführten Mädchen aus Chibok werden noch immer 113 vermisst, zusammen mit tausenden anderer Menschen, die in den letzten Jahren verschleppt wurden. Zwar ist es dem nigerianischen Militär gelungen, Boko Haram weit in den Nordosten des Landes zurückzudrängen und die urbanen Zentren von ihrer Besetzung zu befreien, aber die Miliz bleibt weiterhin eine Bedrohung. In den letzten Monaten haben ihre Angriffe auf ländliche Gebiete wieder stark zugenommen, wodurch sich die humanitäre Krise im Nordosten kontinuierlich verschlimmert. Die Wirtschaft durchläuft seit einem Jahr einen Konjunkturrückgang und schadet dadurch dem Ölhandel, die Arbeitslosigkeit ist stark angestiegen, und bisher hat die Regierung keine Versuche unternommen, die Landwirtschaft zu fördern, um die Hungerkrise im Norden aufzuhalten. 2015 wurde der Muslim Muhammadu Buhari zum Präsidenten gewählt. Buhari gewann mit den Versprechen, Boko Haram bis Weihnachten 2015 zu eliminieren, die vorherrschende Korruption zu bekämpfen und das Land mit einer starken Hand zu füh-

ren. Seit seiner Amtseinssetzung war er immer wieder wegen ärztlicher Behandlung im Ausland. Der Mangel an Informationen zu seinem gesundheitlichen Zustand hat in Nigeria eine Welle grosser Unsicherheit ausgelöst. Basierend auf der Frage, ob der Präsident überhaupt noch fähig sei, das Land zu regieren, haben Gerüchte und Verschwörungstheorien die Oberhand gewonnen.

Der Himmel über Gurku wird nie ganz schwarz. Er ist überzogen von tausend goldenen Sternen, die ihren Glanz auf die Hausdächer werfen. Doch der Einbruch der Dunkelheit kennzeichnet noch lange nicht den Beginn der Nachtruhe. Es scheppert in den Strassen. Männer und Frauen sitzen auf Baumstämmen vor ihren Hauseingängen, trinken den letzten Tee und reden über die Ereignisse des Tages. Ibrahim Ali ist zu seinem Laden zurückgekehrt, und auch wenn heute niemand mehr Dünger kaufen möchte, sitzt er da und plaudert. Auf der anderen Strassenseite sitzen Männer unter dem überdachten Teeladen, manche von ihnen schon den ganzen Tag. In der Dämmerung sind sie kaum mehr zu erkennen, aber wenn sie lachen, dann ist es ein heller, ehrlicher Klang. Tiefe Furchen prägen die Gesichter der Menschen. Ein Leben von Haus- und Feldarbeit, von Freude und von Erleichterung, von grosser Sorge und Trauer hat sie gegraben. Aber der raue Alltag setzt auch ein Licht in die Gesichter, das Herzlichkeit und Wärme ausstrahlt.

In den Strassen jagen sich gegenseitig die Kinder, raufen sich, rennen weiter. Vivianne sitzt auf dem Boden in den offenen Höfen der

Ibrahim Ali, 36



Witwensiedlung und spielt mit einer Freundin. Zwischen sich haben sie ein kleines Loch gegraben, in dem eine Handvoll Kieselsteine liegt. Einhändig wirft Vivianne einen Stein in die Luft, kratzt flink einen Kiesel aus dem Loch und fängt den Stein wieder. Vivianne scheint dazu veranlagt, stets ein schelmisches Grinsen im Gesicht zu tragen. Es ist das Gesicht, das sie beschlossen hat, der Welt zu zeigen. Nur in seltenen Augenblicken setzt sie ihr anderes Gesicht auf. Das Gesicht, das sich erinnert:

Vivianne lebte mit ihren Eltern und fünf jüngeren Geschwistern in Barawa. An einem Freitagmorgen sind sie gekommen, Soldaten und Männer in Zivil. *PAU-PAU!* klangen die Schüsse durch die Strassen. Die Menschen rannten. Rannten, rannten, rannten. Zurück in ihre Häuser, zurück in jede Deckung, die sie finden konnten. Und Viviannes Vater, der nur nach Hause zu seiner Familie wollte, wurde angehalten. Er dachte, es wäre das nigerianische Militär; Vivianne sah zu, wie er in ein Auto stieg. Sie sah ihn nie wieder aussteigen.

Seit drei Jahren hat die Familie nun nichts mehr von ihm gehört. Wahrscheinlich ist er gestorben. Es ist einfacher, ihn für tot zu halten, als auf seine Wiederkehr zu hoffen. Es ist besser, einfach ohne ihn weiterzuleben.

«Ich weinte»,

erinnert sich Vivianne.

«Ich konnte nichts tun und ich konnte nichts sagen. Ich weinte. Ich weinte.»

Die Familie zog am nächsten Morgen los. Sie packten nur das Nötigste an Essen, für alles andere reichte die Zeit nicht. Einen Tag lang waren sie unterwegs, dann erreichten sie die Grenze zu Kamerun. Ein

Monat in Kamerun, dann holte Boko Haram sie ein. Wieder rannten sie. Rannten, rannten, rannten. Sie erreichten Mubi und nach einem Jahr trieb sie der Mangel an Lebensgrundlagen fort. Yola. In Yola fassen sie Fuss. Viviannes Mutter eröffnete einen kleinen Haarsalon. Sie kann sich um ihre Kinder kümmern.

Viviannes Grossvater war schon einige Jahre zuvor gestorben, und ohne seine Hilfe wurde die Grossmutter zur Bürde für ihre Familie. Als *Widows Care* auf sie aufmerksam wurde, gelangte sie schliesslich nach Gurku. Vivianne begleitete sie, um für sie Wasser zu holen, Feuerholz zu sammeln und Gemüse zu schälen. Den ganzen Tag über spielt sie in den Strassen und lässt ihr Lachen kullern. Aber wenn es dunkel ist, dann blickt sie zu den Sternen hoch. Sie will hier nicht sein. Sie sagt es mit Nachdruck. Sie will nach Hause. Dorthin, wo ihre Mutter ist. Eine Träne rollt über ihre Wange, die sie mit der flachen Hand wegwischt. Die Bewegung hat sie geübt, genau wie das Grinsen, das bereits wieder auf ihrem Gesicht sitzt.

Die Kinder von Gurku gehen erst spät schlafen. Sie sind wie alle Kinder dieser Welt, voller Wachsein, wenn die Schlafenszeit sich nähert. Und wie alle Kinder sind auch sie voller Angst vor den Monstern unter dem Bett. Sie brauchen nicht viel Phantasie, um sich die Ungeheuer vorstellen zu können, denn sie kommen jede Nacht: die Männer mit ihren verhüllten Gesichtern und den Gewehren. Sie kommen in der Nacht und sie fangen kleine Jungen und starke Männer und machen sie zu ihren Sklaven. Sie fesseln sie und werfen sie auf die Rücksitze ihrer Autos. Sie zwingen sie, Gewehre auf ihre Brüder zu richten, und binden ihnen Bomben an den Bauch. Sie kommen in der Nacht und

sie fangen kleine Mädchen und starke Frauen und machen sie sich eigen. Sie fesseln sie und werfen sie auf die Rücksitze ihrer Autos. Sie zwingen sie, ihre Kinder auszutragen, und sie binden ihnen Bomben an den Bauch.

Wenn die Erwachsenen schlafen, dann kriechen sie unter den Matratzen hervor. Sie lauern in den Schatten an den Wänden, sie sind das Rascheln im Gebüsch in der Nacht, sie sind die Wolke, die sich vor den Mond schiebt. Sie sind der Knall des Auspuffs, der die Stille zerreisst, sie sind Tartüffen der Gerechtigkeit, sind die Heuchler der Richtigkeit, die Ängste, die Alpträume, das Monster unter dem Bett.

Sie sind die Schatten im Tal der Finsternis. Und ehe die Zuversicht versiegt, vertreiben sie die Stimmen jener, die vom Tag zu träumen wagen.

«Ich will nach Hause», sagt Vivianne. «Ich will zu meiner Mami.»

«Mein Schicksal ist es, Ingenieur zu werden», sagt Destiny.

«Ich möchte Ärztin werden», sagt Gloria. «Ich möchte zurück nach Borno, nach Hause, ich möchte Ärztin werden.»

Verliert nicht die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit.

«Ich wünsche mir nur, dass meine Söhne die Schule abschliessen können», sagt Baba Musa. «Nur das. Möge ihnen das bessere Leben bevorstehen.»

«Ich will, dass meine Kinder genug zu essen haben», sagt Charity.

«Gott behüte mir diese Kinder. Diese Kinder, diese Kinder.»

Gewiss, Gott vergibt alle Sünden.

«Ich werde Soldat und ich werde alle Boko Harams töten», sagt Suleiman.

«Ich wünsche mir, dass sie bereuen», sagt Ibrahim.

«Ich wünsche mir, dass sie einsehen, dass sie nichts Gutes tun.»

Er ist ja der Allvergebende und Barmherzige.

«Ich wünsche mir, dass sie sich zum Christentum bekehren lassen.»

«Ich wünsche mir, dass wir meinen Vater finden.»

«Ich wünsche mir Gottes Gnade und Frieden für uns.»

Bittet, so wird euch gegeben.

Suchet, so werdet ihr finden.

Klopfet an, so wird euch aufgetan.

Jeder Wunsch ein Licht, jeder Wunsch ein Loch in der Mauer aus Hass und Bitterkeit, jeder Wunsch eine Blume, die den Asphalt durchstösst.

Folgende Doppelseiten:

90–91: Haushaltsgegenstände.

92–93: Auch Abends treffen sich die Männer beim Teeladen, um gemeinsam Zeit zu verbringen.

94–95: Während die Mütter das Abendessen zubereiten, gehen die Kinder bei der Zisterne Wasser holen.









Für ein Morgen ohne Hass und ohne Angst

Je nachdem, wo man mit der Geschichte beginnt, handelt sie von diesem Ort: Die kleine Ansammlung von Lehmhütten, deren blecherne Dächer das Licht der Sonne und des Mondes reflektieren. Unter dem klaren Sternenhimmel, der wie eine mächtige Kuppel über Gurku liegt, beginnt das Summen der Nacht. Die Grillen zirpen und die Frösche gurgeln, die Hähne verabschieden im Chor das Licht des Tages.

Godwill, Emmanuel und Naomi liegen dicht nebeneinander auf der dünnen Matratze. Charity kniet neben ihnen auf dem Boden und legt ihren *Wrappa* sorgfältig über die kleinen Körper. Mit belegter Stimme erfindet sie Geschichten von sprechenden Hunden und tanzenden Mäusen, bis ein Kichern den Raum erfüllt. Der Klang ergreift Charitys Herz und sie dankt Gott für das Leben, das ihnen neu geschenkt wurde.

Ein Wispern geht durch die finsternen Strassen und Gassen, ein

Vivianne, 13

Rauschen in den Blättern in den Feldern und Bäumen. Das Seufzen der Nachtwinde, die kommen, um die Sorgen des Tages wegzutragen, ein wehender Wind, der alles versteht.

Viviannes Kopf ist schwer geworden, aber die Schulter ihrer Grossmutter ist da, um ihn zu stützen. Es ist ein grosser Tag gewesen für Vivianne, die zwischen Wasserholen und Feuerholzsammeln ihren Rekord im Seilspringen gebrochen und beim Spiel mit den Kieselsteinen gewonnen hat. Sie hat die Felder durchstreift und Fussabdrücke im Sand hinterlassen, hat sich vorgestellt, wie sie weit fortrennt. Rennt, rennt, bis sie ihre Mutter findet, bis sie endlich zu Hause ist; stattdessen landete sie in den Armen ihrer Grossmutter. Sie ist es, die sie an diesen Ort bindet, deren Liebe aus Gurku ein Zuhause macht.

Ein Wispern von Gebeten und Wünschen aus dem Innern der Häuser, ein Kuss auf die Stirn, Hände und Füsse, die sich ineinander verfangen, Köpfe auf Schultern und Knie im Rücken. Der letzte Hahn kräht ins Finster der Nacht hinein, dann hört man nur noch das Zirpen und Gurgeln der Grillen und Frösche, den ewig wiederkehrenden Chor der Nacht.

Noch vor drei Jahren lag das Land, auf dem Gurku heute steht, brach; nur harte Erde und wuchernder Busch, feuchte Luft und drückende Hitze. Seither haben die Menschen Brunnen gegraben und die Felder zum Blühen gebracht und im Schatten der Mangobäume einen Ort der Ruhe gefunden. Sie haben eine Kirche gebaut und die Grundmauern für eine Moschee gelegt, sie können in Frieden beten. Es mag nicht die Heimat sein, die sie vor sich sehen, wenn sie die Augen schliessen, die Heimat, in der sie sich auskannten, in der alles Sinn machte; es ist nicht die Heimat, nach der sie sich sehnen. Aber es ist ein Zu-

hause, das sie sich selber geschaffen haben. Hier warten Freunde auf sie, wenn sie abends von der Arbeit wiederkehren. Hier werden sie verstanden und hier lernen sie verstehen.

«Wir können wunderbar Frieden predigen»,

sagte Markus Gamache einmal.

«Aber solange der Frieden nicht in unseren Herzen ist, sind alle unsere Bemühungen umsonst.»

Garba Baba betet jeden Abend für ein neues Morgen ohne Hass und ohne Angst. Es ist dieser Wunsch, der die Menschen von Gurku eins werden lässt; sie, die so viel Gewalt gesehen und erlebt haben, denen die Heimat geraubt wurde, sie sind es müde, auf Vergeltung zu warten. Stattdessen warten sie auf das Licht des neuen Morgens und hoffen, dass es eines Tages Frieden bringen mag.

Die zerfurchte Landstrasse, die nach Gurku führt, führt auch wieder hinaus. Sie erstreckt sich bis ans Ende der Felder, wo man sie nicht mehr sehen kann. Sie ist das erste Versprechen, das Gurku seinen Bewohnern geben kann, und sie ist auch das letzte: Gurku liegt nicht am Ende der Welt. Es liegt an einer Strasse, und jeden Tag endet die Strasse nicht im Herzen des Dorfes, sondern am Horizont; jeder neue Tag bietet die Freiheit, ihr weiter zu folgen.

Es ist ein Versprechen, das die Menschen hoffen lässt: Es gibt ihn noch, den Rest der Welt, dieses Dorf steht nicht alleine da.

Folgende Doppelseite: Muslime beim Abendgebet in Gurku.



Bibliographie

- Akinwotu, Emmanuel; Maclean, Ruth, Mystery of the missing president fuels political intrigue in Nigeria, in: *The Guardian* (2017), <https://goo.gl/bQ23NL>.
- Aribisala, Yemisi: *Longthroat Memoirs. Soups, Sex and Nigerian Taste Buds*, Abuja – London: Cassava Republic Press, 2016.
- Bauer, Wolfgang: *Die geraubten Mädchen. Boko Haram und der Terror im Herzen Afrikas*, Berlin: Suhrkamp Verlag, 2016.
- Burgis, Tom: *Der Fluch des Reichtums. Warlords, Konzerne, Schmuggler und die Plünderung Afrikas*, Frankfurt/Main: Westend Verlag GmbH, 2016.
- Habila, Helon: *The Chibok Girls. The Boko Haram Kidnappings and Islamic Militancy in Nigeria*, London: Penguin Books, 2017.
- Harrison, Amy, Nigeria's food crisis: by the time famine is declared, it's too late, in: *The Guardian* (2017), <https://goo.gl/sv7MGD>.
- Maier, Karl: *This House has Fallen. Nigeria in Crisis*, London: Penguin Books, 2000.
- McVeigh, Tracy, Nigeria battles to beat polio and Boko Haram, in: *The Guardian* (2017), <https://goo.gl/MbWQAd>.
- Mazyek, Aiman: *Was machen Muslime an Weihnachten? Islamischer Glaube und Alltag in Deutschland*, München: C. Bertelsmann Verlag, 2016.
- Smith, Mike: *Boko Haram. Der Vormarsch des Terror-Kalifats*, München: Beck, 2015.
- Walker, Andrew: *«Eat the Heart of the Infidel.» The Harrowing of Nigeria and the Rise of Boko Haram*, London: Hurst, 2016.

Hintergrundinformationen

Im Juni 2017 teilten der Fotograf Jonathan Liechti (25) und die Journalistin Noemi Harnickell (24) während vier Wochen den Alltag des Flüchtlingsdorfs Gurku in Nigeria. Während ihres Aufenthalts lebten sie im Gästehaus des Dorfes und wurden von Garba Bulus Manzo begleitet, der sie als Übersetzer unterstützte.

Das Flüchtlingsdorf Gurku wird vom evangelischen Missionswerk Mission 21 wie auch vom deutschen Verein Widows Care unterstützt. Beide Hilfswerke sind für Spenden dankbar:

Mission 21 – www.mission-21.org

IBAN: CH58 0900 0000 4072 6233 2 | BIC POFICHBEXXX

Vermerk Kooperationsprogramm Nigeria: Nr. 162.1001.

Widows Care – www.widowscare.com

IBAN: DE43 5206 0410 0104 9488 66 | BIC GENODEF 1 EK 1

Dieses Buch erscheint anlässlich der Ausstellung «*By God's Grace*» in der Kirchgemeinde Johannes, Bern, 2017.

Dank:

Wir sind sehr dankbar für alle Unterstützung, die wir erhalten haben. Ein besonderer Dank geht an Ueli Bachmann (Mission 21), Markus Gamache (Nigeria) und vor allem an die BewohnerInnen von Gurku, die mit uns ihr Leid, aber auch ihre Hoffnungen geteilt haben.

Fotografie und Gestaltung: Jonathan Liechti – info@jonathanliechti.ch

Text: Noemi Harnickell – noemi.harnickell@gmail.com

Karte: Noemi Scheurer – noemi.scheurer@hyperwerk.ch

Auflage: 500 Exemplare | Druck: Druckform, Toffen (www.druckform.ch)

Papier: Cyclus Preprint/Offset (100% Altpapier)

Buchbindung: Buchbinderei Schlatter AG, Bern Liebefeld (www.schlatter-bb.ch)

Bezugsadresse: Theaterensemble Johannes Bern, Wylersstrasse 5, 3014 Bern
www.theaterensemble.ch



© 2017, Theaterensemble Johannes Bern

Mit freundlicher Unterstützung von:

Patronatskomitee Theaterensemble Johannes 2017

